



Omer Bartov

Die letzten Tage von Buczacz

Die Zerstörung einer multiethnischen Stadt

Abstract

In seinem Vortrag beschäftigt sich Omer Bartov mit der Art und Weise, in der sich Ukrainerinnen und Ukrainer, Polinnen und Polen und Jüdinnen und Juden an den Holocaust in der einst multiethnischen Stadt Buczacz erinnern – dem Geburtsort Simon Wiesenthals (sowie Omer Bartovs Mutter). Vormalig in der österreichisch-ungarischen Provinz Galizien gelegen, später dann in den Ostgebieten Polens und jetzt in der Westukraine, war Buczacz viele Jahrhunderte lang durch die ethnische und religiöse Vielfalt seiner Bevölkerung gekennzeichnet. Während des Zweiten Weltkriegs ermordeten die Nazis die gesamte jüdische Bevölkerung, während die polnischen Einwohner Opfer ethnischer Säuberungen durch die ukrainischen Nationalisten und die sowjetischen Behörden wurden. Anhand schriftlicher und mündlicher Berichte von Opfern und Überlebenden dieser Ereignisse untersucht Omer Bartov das Verhältnis von Erinnerung und Geschichte, von Einzelschicksalen und großen historischen Veränderungsprozessen und liefert Argumente für die heilende Wirkung der Vergangenheitserinnerung und -bewältigung. Der Vortrag war von zahlreichen Bildern von Buczacz und der Forschungstätigkeit Omer Bartovs in dieser Stadt begleitet.

Einführung

Julija Mykhailivna Trembach wurde im Jahre 1910 in eine arme polnische Familie hineingeboren. 1940 heiratete sie einen Ukrainer aus der Stadt Buczacz, in der sie ab dann immer lebte. Drei Tage vor dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion wurde ihre Tochter geboren. In Erinnerung an diese Ereignisse bemerkte sie im Jahr 2003, dass „unsere Stadt“ vor dem Krieg „überwiegend von Juden bewohnt war. Das waren kultivierte, wohlhabende, geschäftstüchtige und intelligente Menschen. Alle Steinhäuser im Stadtzentrum gehörten ihnen. Sie bildeten die lokale Bildungsschicht.“

Dann seien jedoch die Deutschen gekommen und hätten diese harmonische Gemeinschaft zugrunde gerichtet:

„Ich erinnere mich noch gut daran, wie die Nazis Verbrechen an den Juden begingen, wie sie sie auf dem Berg *Fedir* bei lebendigem Leib begruben und wie die Leute ihre eigenen Gräber schaufeln mussten. Von der Straße, in der ich lebe (sie befindet sich gegenüber von jenem Berg), konnte ich sehen, wie sich die Erde über den Leuten bewegte, die noch nicht tot waren. Ich werde das Stöhnen und Weinen dieser Leute nie vergessen. Und dabei hatten sie gar nichts verbrochen. Die Deutschen haben uns untersagt, den Juden zu helfen und ihnen Zuflucht zu gewähren. Es war sogar verboten, die toten Körper zu beerdigen. Jeder, der gegen das Verbot verstieß, wurde getötet. Aber unsere Leute – Ukrainer wie die Polen – versuchten ihnen zu helfen, wo sie nur konnten. Sie gruben Höhlen in die Erde, und die Juden versteckten sich darin. Nur heimlich brachten die Leute etwas zu Essen zu diesen Verstecken. Und Gott allein weiß, wie viele Lebensmittel ich selbst dorthin gebracht habe.“

Eines Tages sei eine junge Frau mit einem Säugling zu ihr gerannt gekommen:



„Sie weinte und war erschöpft. Sie flüsterte: ‚Rette uns, versteck uns.‘ Auf eigene Gefahr versteckte ich beide auf dem Dachboden des Kuhstalls [...] Ich gab dem kleinen Mädchen die eigene Brust, da ich selbst ein Baby hatte [...] und mit der Frau teilte ich mein Essen.“

Später ging die Frau mit ihrem Säugling und zusammen mit anderen Juden fort. Doch, so Trembach:

„Das war nicht der einzige Fall. Ich versuchte, zu helfen, wo ich nur konnte, und mein Ehemann hatte nie etwas dagegen. Uns taten diese Leute leid, denn sie wurden geschlagen, mussten immer um ihr Leben fürchten und wussten nie, was ihnen als nächstes zustoßen würde. Die [Deutschen] hatten mit niemandem Mitleid, nicht einmal mit Frauen und kleinen Kindern. Damals hatte jeder Angst, doch die Juden mussten für alle herhalten. Sie spüren diese Furcht sogar noch heute, wenn sie als Touristen herkommen.“

Einer von diesen Touristen war Willy Anderman, der von einem Verwandten Trembachs gerettet worden war und später nach Israel auswanderte. Ein halbes Jahrhundert später besuchte er Buczacz erstmals wieder seit dem Krieg. Und schon vor der Abreise, wie er Trembach erzählt hatte, habe ihn seine Frau Batia gewarnt:

„Bleibe nicht hinter deiner Gruppe zurück, sonst werden dich diese Banditen umbringen. Er erzählte uns selbst davon. Doch er sah ein, dass es nicht stimmte. Unser Volk ist bemüht, sich an etwas zu erinnern, um denjenigen zu helfen, die nach so vielen Jahren in ihr Vaterland gekommen sind. Wir trafen Willy Anderman, als er nach Buczacz kam. Er konnte seine Tränen nicht verbergen und sagte, dass er schon lange Zeit nach den Menschen gesucht habe, die ihm das Leben gerettet haben; nach all den Jahren habe er sie nun endlich gefunden.“

Trotz des entsetzlichen Grauens, das sie als junge Frau erlebte und trotz der Not der Nachkriegsjahre, zieht Julija Trembach aus ihrem Leben eine positive Schlussfolgerung:

„Ich war gut zu den Menschen und habe versucht, sie vor dem Tode zu bewahren, daher gab Gott mir eine gute Gesundheit. Jetzt bin ich schon 93 Jahre alt, habe aber immer noch ein gutes Gedächtnis und einen klaren Kopf [...] Was das jüdische Volk betrifft, so respektieren wir es für seine Fähigkeit, etwas zu würdigen und sich zu erinnern.“¹

Besucher von Buczacz werden dem wahrscheinlich nicht zustimmen. In der Stadt finden sich keine sichtbaren Zeichen ihrer jüdischen Vergangenheit. Nichts deutet darauf hin, wo die Große Synagoge – eingeweiht 1728 – oder die daran angrenzende Talmud-Schule (*beit hamidrash*) standen. Im Gegensatz zu den heutigen örtlichen Behauptungen stand die Talmud-Schule ja noch im Jahr 2000. Sie wurde erst im folgenden Jahr abgerissen. Auf ihren Fundamenten entstand ein neues Geschäftszentrum. Die Stelle, an der sich einst die Große Synagoge befand, dient heute als Marktplatz. Und kein einziges Schild weist darauf hin, wo das jüdische Krankenhaus stand, das vor 1914 und bis in die Zwischenkriegszeit das modernste seiner Art in der Region gewesen ist. Das Gelände ist heute un bebaut. Nichts weist darauf hin, wo die Juden lebten, wo sie bestattet oder wo sie ermordet wurden. Das einzig auffallende Denkmal auf dem Berg erinnert an ukrainische Nationalisten, die den Sowjets zum Opfer gefallen sind. All diese Stätten befinden sich in Lauf- und Sichtweite voneinander entfernt. Vom jüdischen Friedhof aus kann man leicht zum Berg *Fedor* blicken, nur die Stadt im Tal liegt dazwischen. Die einzige öffentliche Bezugnahme auf die

¹ Julija Mykhailivna Trembach, in ihrem Auftrag niedergeschrieben von Roma Nestorivna Kryvenchuk, zusammengestellt von Mykola Kozak, aus dem Ukrainischen übersetzt von Sofia Grachova.



lokale jüdische Vergangenheit bestand in der Umbenennung der Straße, in der der berühmteste Sohn der Stadt, Shmuel Yosef Agnon (1888–1970), geboren wurde. Auf einer Gedenktafel wird allerdings weder erwähnt, dass er Jude noch, dass er der einzige Hebräisch schreibende Autor war, dem je der Literatur-Nobelpreis verliehen worden ist. Kürzlich schenkten israelische Touristen dem städtischen Museum einzelne Ausgaben seiner Bücher. Andere berühmte Söhne der Stadt, wie etwa Emanuel Ringelblum und Simon Wiesenthal sind in Buczacz nahezu unbekannt. Nur David Ashkenazi, der als junger Bursche in Buczacz den Holocaust überlebte und danach in der Roten Armee zum General aufstieg, ist neulich in der örtlichen Zeitung als Lokalheld vorgestellt worden.

Auf dem Berg *Fedor* (in ukrainischer Sprache *Fedir*), auf dem Tausende erschossen wurden, wurde zu Beginn der 1990er-Jahre lediglich ein kleines Denkmal restauriert, nachdem es mehrere Jahrzehnte zerbrochen am Boden gelegen hatte, und das an ein einziges Massengrab für etwa 400 Opfer erinnert. Doch nur ein ortskundiger Fremdenführer kann es im Wald ausfindig machen. Auf dem Berg *Bashty*, auf dem sich der jüdische Friedhof befindet, steht unter den verbliebenen Grabsteinen auch derjenige von Shalom Mordechai Czaczkes, dem Vater des Schriftstellers Agnon. Die Steine sind neulich von Tom Weiss, einem emeritierten Professor des Massachusetts Institute of Technology (MIT), und dessen Söhnen saniert worden, die ihren familiären Wurzeln nach Buczacz gefolgt waren. Der überwucherte Hang des Berges *Bashty* ist von Hühnern bevölkert. Die steil zum Fluss *Strypa* abfallende Seite ist der Ort, an dem Tausende von Juden hingerichtet wurden. Ein kurz nach der Befreiung von den wenigen Überlebenden errichtetes Denkmal ist inzwischen wieder verschwunden.

Maria Mykhailivna Khvostenko wurde 1929 in einer ukrainischen Familie in Buczacz geboren; bis zu ihrem Ruhestand arbeitete sie dort als Lehrerin. Im Jahr 2003, kurz bevor sie starb, verfasste Khvostenko knappe Memoiren. Sie erinnerte sich daran, dass sich ukrainische, polnische und jüdische Schulkinder vor dem Krieg „achteten“, und dass es weder interethnische oder -konfessionelle Konflikte noch irgendwelchen Antisemitismus gegeben habe.

Mit der sowjetischen Besetzung 1939 wurden viele Ukrainer und Polen deportiert. Und schon bald nach dem Überfall der Deutschen 1941 begannen die „*akcjas* [Razzien und Mordoperationen] gegen die Juden“, und die Besatzer „verschleppten junge Ukrainer zur Zwangsarbeit nach Deutschland“. Khvostenko besuchte indes das Gymnasium:

„Eines Tages [im Gymnasium [...] zog uns etwas zum Fenster, das dem Stadtzentrum, dem *Ratusz* [Rathaus] zugewandt war. [...] In der Mitte der Hauptstraße ging eine Menschenmenge am Rathaus vorbei zur Brücke über die *Strypa*. Es waren Polizisten mit Hunden, Gestapo-Angehörige und Milizionäre mit sechseckigen Sternen umringten die Menge und trieben sie zum Berg *Fedir*. Was war das für ein schrecklicher Anblick! Da waren Frauen, Männer, alte Menschen und junge – unsere Schulkameraden und Freunde [...] Sie waren unsere Nachbarn und auch Fremde, aber es waren doch Menschen!“

Alicia Appleman-Jurman hatte einen ganz anderen Blickwinkel. Bevor Alicia floh, um sich in den Dörfern zu verstecken, sehnte sich das damals elfjährige Mädchen noch einmal zur Normalität ihres Gymnasiums zurück. Im Herbst 1941 schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Ich kletterte auf einen Baum vor dem Fenster meines Klassenraums und sah meine früheren Klassenkameraden an ihren Tischen sitzen. Eine davon war meine Freundin Slavka [...] eine Nichtjüdin, wie viele meiner Freunde damals [...] Als Slavka sich umdrehte und herübersah, trafen sich unsere Blicke [...] Unser Blickwechsel



war bittersüß – mein Leid nicht in die Schule gehen zu dürfen, ihre Sympathie gemischt mit der Hilflosigkeit, an der Situation nichts ändern zu können. Nach einem kurzen Moment schaute sie weg und drehte sich nicht noch einmal um.“²

Die Razzien und Tötungen fanden keineswegs an einem weit entfernten Ort statt. Maria Khvostenko erinnert sich:

„Ungefähr ab Herbst 1942 bis Ende 1943 veranstalteten [die Deutschen] regelmäßig Erschießungsaktionen, und zwar immer freitags ... Dienstagabends sammelte dann die Judenmiliz bzw. der jüdische Ordnungsdienst Schmuck und andere Wertgegenstände ... Donnerstagabends kamen stets die [Deutschen]. Sie ‚agierten‘ oder ‚arbeiteten‘ dann die ganze Nacht hindurch, und am nächsten Morgen, wenn wir zur Schule liefen, konnten wir das Ergebnis ihrer Arbeit sehen: Leichen von Frauen, Männern und Kindern lagen auf der Straße. Und die Kleinkinder, die warfen sie einfach von den Balkonen herunter auf die gepflasterte Straße. Was auf dem Berg *Fedir* geschah, war nicht schwer zu erraten: Wir konnten das Maschinengewehrfeuer hören.“

Khvostenko vermeidet es durchgängig, die überaus wichtigen ukrainischen Milizionäre zu erwähnen, indem sie nur von jüdischer Polizei, vom jüdischen Ordnungsdienst und von der Gestapo spricht. Ihr Bericht macht jedoch deutlich, dass die Beweise für regelmäßige Massaker für alle ersichtlich gewesen sind. Einige, die versuchten zu helfen, bezahlten einen hohen Preis dafür. Khvostenkos polnische Nachbarn wurden denunziert und erschossen, weil sie Juden versteckt hatten. Deren Tochter, die überlebt hatte, wurde vor Kummer geisteskrank. Viele andere hingegen profitierten von der Judenvernichtung; sie erlangten Grundbesitz, Geschäfte, Geld und Beutegut. Khvostenko erinnert sich, dass ihre Mutter sie gewöhnlich zur Familie von Mina Pohorille (später Rosner) schickte, um Milch und Gemüse dorthin zu bringen:

„Meine Eltern waren zu allen Nachbarn freundlich“, schreibt sie, „sie achteten andere Menschen und die Leute zahlten es ihnen zurück, indem sie sie gut behandelten.“³ Rosner, die ihre gesamte Familie verlor, darunter auch ihren Sohn im Säuglingsalter, hatte allerdings andersartige Empfindungen, als sie in den 1980er-Jahren Buczacz besuchte:

„Als wir weitergingen, sah ich eine Gruppe älterer Frauen ein Feld bestellen und ich konnte nicht anders, als mich zu fragen, ob es eine dieser Frauen gewesen war, die meine Familie den Nazis ausgeliefert hatte? [...] Liefen vielleicht einige der Kollaborateure [...] immer noch durch die Straßen von Buczacz?“⁴

Rosner jedoch war von dem polnischen (Klein-)Bauern Mieczysław Wicherek und seiner Familie gerettet worden. Selbst nachdem eine Artillerie-Granate seine Frau und eine seiner Töchter getötet hatte, beschützten dieser couragierte Mann und seine überlebende Tochter die Juden, die sie versteckt hielten.

Bei der Rekonstruktion dieser Ereignisse mit Hilfe solcher Zeugenaussagen ist genau dies auch das unlösbare Problem: Auf der einen Seite überlebten fast alle Juden von Buczacz mit allein mit der Hilfe von Polinnen und Polen oder Ukrainern (darüber liegen mir Aufzeichnungen von etwa 170 Frauen und Männern vor), auf der anderen Seite sind aber diese Überlebenden auch die unmittelbarsten Zeugen von Denunziation, Verrat und Kollaboration, die bei der Zerstörung der Gemeinschaft eine so wichtige Rolle spielten. Es verwundert daher kaum, dass allein der Gedanke an eine Rückkehr an diesen Ort sie oftmals in Angst und Schrecken versetzte.⁵

2 Alicia Appleman-Jurman, *Alicia: My Story*, New York 1988, 21-22.

3 Maria Mykhailivna Khvostenko (geborene Dovhanchuk), zusammengestellt von Mykola Kozak, aus dem Ukrainischen übersetzt von Sofia Grachova.

4 Mina Rosner, *I am a Witness*, Winnipeg 1990, 8.

5 Brief vom 19. Februar 2003.



Ich selbst habe kürzlich ebenfalls den Heimatort meine Mutter besucht. Mein Großvater mütterlicherseits verwaltete Ländereien der polnischen Adelsfamilie Potocki. Er zog aus der Nähe von Potok Złoty nach Buczac, kurz nachdem meine Mutter 1924 geboren wurde. Ihre dortige Kindheit hat sie in liebevoller Erinnerung behalten, und sie konnte sich noch lebhaft daran erinnern, wie sie mit ihren ukrainischen Freunden in den Wäldern Pilze sammelte. Mein Großvater strebte allerdings nach Unabhängigkeit von seinem autoritären Vater, doch gab es im Galizien der 1930er-Jahre – insbesondere für Juden – nur wenige Möglichkeiten dafür.⁶ Im März 1935 wurde sein Einwanderungsgesuch nach Palästina genehmigt. Im Dezember des gleichen Jahres ging die Familie im Hafen von Haifa von Bord. Meine Mutter trug noch eine damals modische Baskenmütze, die sie aber bald ablegte, da sie zu deutlich ihre ausländische Herkunft anzeigte. Mein Großvater wurde Arbeiter. Meine Großmutter, die in Buczac nie hatte arbeiten müssen, verpackte nun zwölf Stunden täglich Orangen, und Samstags putzte sie im Haus der Nachbarn. Abgesehen von einem Onkel, der nach Uruguay gegangen war, blieb der Rest der Familie in Buczac und verschwand einige Jahre später, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Buczacz

Buczacz wurde Mitte des vierzehnten Jahrhunderts vom polnischen Adelsgeschlecht der Buczacki als einer von jenen befestigten Grenzorten gegründet, die Einfälle aus dem Osten aufhalten sollten. Es stieg zu einem Zentrum des Handels zwischen der polnisch-litauischen Adelsrepublik und dem Osmanischen Reich auf und ging im frühen siebzehnten Jahrhundert in den Besitz der Potocki-Familie über. Juden waren in Buczac mindestens seit etwa 1500 ansässig und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts bildeten sie einen beträchtlichen Teil der Einwohnerschaft. Auch an den Kämpfen gegen die Tataren, Kosaken und Türken nahmen sie teil. Ein Brunnen in der Stadt soll angeblich von Jan Sobieski genutzt worden sein, der Buczac von der Herrschaft der Osmanen befreite. 1772 gelangte Ostgalizien unter die Herrschaft der Habsburg-Monarchie; anfänglich den Juden auferlegte Restriktionen wurden nach 1848 aufgehoben. Dem erstmals 1874 gewählten Stadtrat gehörten zwölf Juden, neun Polen und neun Ukrainer an. Zwischen 1879 und 1921 hatte die Stadt sogar einen jüdischen Bürgermeister, der zudem Abgeordneter des österreichischen Parlamentes war. Um 1880 stellten Juden über sechzig Prozent der Einwohnerschaft von insgesamt knapp unter zehntausend Menschen.⁷ Laut einem 1914 erschienenen polnischen Reiseführer setzte sich die Stadtbevölkerung aus 3.500 Polen, 2.000 Ruthenen und 7.500 Juden zusammen. Die „pittoreske Stadt“ bekam in dem Buch einen Stern verliehen, weil hier „besonders freitagabends hunderte von Kerzenlichtern in den Fenstern flackern“.⁸ Buczac wurde im Ersten Weltkrieg und im russisch-polnischen Krieg verwüstet. Etwa sechzig Prozent der Häuser wurden zerstört und die Einwohnerzahl schrumpfte um die Hälfte. Nachdem die Stadt 1921 unter polnische Herrschaft gekommen war, erholte sie sich allmählich wieder. Die polnische Volkszählung von 1931 ergab eine Gesamtbevölkerung von 24.000 Men-

6 S. Ansky, *The Enemy at His Pleasure: A Journey Through the Jewish Pale of Settlement During World War I*, ed. and trans. Joachim Neugroschel, New York, 2002.

7 Pinkas Hakehillot, *Encyclopedia of Jewish Communities: Poland*, Vol. II: Eastern Galicia, (ed.) Danuta Dąbrowska, Abraham Wein, and Aharon Weiss, Jerusalem 1980 [Hebräisch], 83-85.

8 Mieczysław Orłowicz and Karol Kwieciński, *Ilustrowany Przewodnik po Galicyi*. Bukowinie, Spizu, Orawie i Śląsku Cieszyńskim, Lwów 1914, 141.



schen: davon 12.000 Katholiken, 5.000 Griechisch-Orthodoxe und 7.000 Juden.⁹ Diese Zahlenangaben scheinen allerdings manipuliert worden zu sein, um damit ein polnisches Übergewicht in einer Region nachweisen zu können, in der die Polen traditionell eine Minderheit gewesen waren.

In Quellen jüdischer Provenienz werden für September 1939 ganz und gar andere Zahlen veranschlagt; genannt werden darin 10.000 Juden, 5.000 Ukrainer und 2.000 Polen.¹⁰ Doch handelt es sich hierbei ebenfalls um unzuverlässige Angaben, da nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und der im Hitler-Stalin-Pakt vereinbarten Teilung Polens Tausende von jüdischen Flüchtlingen aus den deutsch-besetzten Gebieten geflohen waren. Von den Sowjets, die in der Region von 1939 bis 1941 herrschten, wurden zahlreiche Juden, Polen und Ukrainer deportiert; viele andere junge Männer wurden von der Roten Armee zwangsverpflichtet.

Die Deutschen marschierten im Juli 1941 in Buczacz ein. Auf eine frühe Massenexekution noch im gleichen Sommer folgten ab Oktober 1942 die sogenannten *akcjas*, die so lange fortgeführt wurden, bis man die Stadt im Mai 1943 für ‚judenfrei‘ erklärte. Etwa die Hälfte der zehntausend Opfer wurde mit dem Zug in das Vernichtungslager Belzec deportiert und dort vergast. Die Übrigen wurden in oder bei Buczacz erschossen. Unterstützung erhielten die Deutschen vom ‚Judenrat‘, von der jüdischen Polizei (‚Ordnungsdienst‘) und vor allem von der ukrainischen Miliz. Die wenigen Fälle bewaffneten jüdischen Widerstands blieben weitgehend ineffektiv. Im März 1944 befreite die Rote Armee Buczacz; die meisten der überlebenden 800 Juden, die aus ihren Verstecken herauskamen, wurden jedoch ermordet, nachdem die Deutschen die Stadt im April zurückeroberten. Als die Sowjets im Juli zurückkamen, waren in der Gegend nur noch weniger als hundert Juden am Leben.¹¹

Die darauf folgende ethnischen Säuberung der polnischen Bevölkerung bedeutete das endgültige Ende für diese multiethnische Gemeinschaft. In Buczacz hatte es zwar nie eine idyllisch-pluralistische Gesellschaft gegeben; es war aber ebenso wenig ein Ort unaufhörlicher Konflikte gewesen. Wechselseitig vorhandene Angst und Unwissenheit gingen einher mit regelmäßigen sozialen Kontakten in der Schule, auf dem Markt, bei öffentlichen Veranstaltungen und in kulturellen Institutionen. Die Menschen lebten und beteten getrennt voneinander und oft gingen sie traditionell unterschiedlichen Beschäftigungen nach. Juden und Christen heirateten nur selten untereinander, während Polen und Ukrainer dies durchaus taten. Seit Generationen verlief das Leben in diesen Bahnen. Der im späten 19. Jahrhundert aufkommende Nationalismus stülpte jedoch den traditionellen religiösen Bekenntnissen eine bestimmte Vorstellung ethnischer Verschiedenartigkeit über. Die Menschen begannen, ihre Stadt als einen Ort wahrzunehmen, der einigen mehr gehöre als anderen; und sie begannen, zwischen angeblichen Außenseitern und der einheimischen Bevölkerung zu unterscheiden. Wirtschaftliche Verarmung, entzweiende Regierungspolitik, schrille politische Ideologien, Kriege und ausländische Besatzungen – all dies verwandelte eine Gemeinschaft der Koexistenz in eine Gemeinschaft des Genozids.

Das heutige Ostgalizien ist übersät mit zerstörten Synagogen, mit Friedhöfen, die als Marktplätze missbraucht werden, und geprägt von einem auffallenden Mangel

9 Office Central de Statistique de la République Polonaise, Statistique de la Pologne, Série C, Fascicule 78: Deuxième Recensement Général de la Population du 9 Décembre 1931: Logements et Ménages. Population. Professions: Voïévodie de Tarnopol, Varsovie 1938, 30, 33.

10 Lt. Ivan Bobyk, *The City of Butchach and Its Region. A Historical and Memoiristical Collection*, London 1972, 475; 1940 ergab eine von den Sowjets kurz vor ihrem Abzug eilig veranstaltete Volkszählung eine Bevölkerung von 8.000 Juden, 3.600 Ukrainer und 3.500 Polen.

11 Pinkas Hakehillot, 86-9; Yisrael Kohan (ed.), *The Book of Buczacz*, Tel Aviv 1956 [Hebräisch], 39-74, 233-302.



an öffentlicher Erinnerung an jüdisches Leben und jüdische Kultur. Häufig ist zu hören: „Die Juden sind reich; und wenn sie möchten, dass ihre Stätten restauriert werden, dann sollen sie auch dafür bezahlen.“ Maria Khvostenko ist da anderer Meinung:

„Für unsere Stadt wird es Zeit [...] dem Ort größere Aufmerksamkeit zu schenken, an dem die Faschisten viele Juden ermordet haben, und durch die Aufstellung eines würdigen Denkmals oder einer Plastik deren Gedächtnis zu ehren. Denn es waren rechtschaffene Bürger [...], die unser Land und unsere Stadt geliebt, sich dafür eingesetzt und unschuldig gelitten haben.“

Dies ist keine weit verbreitete Ansicht. Im Dezember 2000 behauptete die Regionalzeitung *Nova Doba*, dass sich zwar in Buczac

„viele Dinge geändert haben [...], die Erinnerungen der Menschen aber unverändert geblieben sind. Tatsächlich hat sich die Stadt aber nur sehr wenig verändert; aber die Erinnerung an die Juden und den Holocaust ist beinahe vollkommen getilgt. Die Wenigen, die sich noch erinnern, begegnen der Vergangenheit auf sehr ambivalente Weise.“¹²

Zeitzeugen

Ivan Synien'kyj wurde als sechzehnjähriger Bursche Zeuge mehrerer *akcijas*. Seiner Ansicht nach:

„[...] verhielten sich die Juden sehr seltsam. Sie versuchten, wenn überhaupt, dann nur sehr selten zu fliehen. In ihren Augen war keine Furcht zu erkennen. Einige von ihnen erklärten ihr Verhalten mit alten Prophezeiungen, die sich nun bewahrheiten würden, andere wandten sich an die Einheimischen und sagten, dass sie die ersten sind, aber wir werden die nächsten sein.“

Demnach starben die Juden also entweder aufgrund ihrer alten Schuld oder als Vorwarnung für die Ukrainer. Während die erste Erklärung aus dem traditionellen Antisemitismus abgeleitet werden kann, handelt es sich bei der zweiten um eine verschlüsselte Verdammung der ukrainischen Komplizenschaft. Synien'kyj räumt ein,

12 Bobyk, *The City of Butchach*, 475-77, verfasst von einem nach dem Krieg exilierten Ukrainer, schlägt einen solchen Ton an. In vorhabsburgischer Zeit hätten Juden „den Schutz der städtischen Obrigkeit genossen; sie waren von Steuern befreit, profitierten aber von Messen und Märkten. [...] All dies verursachte die Verarmung unserer Bürger, die gezwungen waren, an die Ränder der Stadt zu ziehen“. Trotzdem „waren die Einwohner von Buczac den Juden gegenüber wohl gesonnen und lebten mit ihnen in Frieden zusammen“. Die Juden „dienten ungern in der [österreichischen] Armee“. Obgleich unter der sowjetischen Besatzung 1939-41 die „jüdischen Kaufleute, Intellektuellen und Handwerker über die bolschewistischen Herrschaft nicht begeistert waren [...] wusste jeder, dass sich die Führungsspitze der kommunistischen Partei in Buczac überwiegend aus Juden zusammensetzte“. Während der deutschen Besatzung habe „die ukrainische Bevölkerung Mitgefühl mit dem grauenvollen Schicksal der Juden gezeigt und versucht, zu helfen, wann immer sich eine Gelegenheit bot, wobei sie sich selbst den schlimmsten Konsequenzen aussetzten [...] Es ist indes sehr eigenartig, dass in fast allen jüdischen Veröffentlichungen über den Zweiten Weltkrieg die ukrainische Bevölkerung beschuldigt wird, den Deutschen bei der Vernichtung der Juden geholfen zu haben. Es stimmt zwar, dass in einigen Fällen örtliche ukrainische Polizei als Begleitmannschaft an Polizeiaktionen beteiligt war. Doch in einigen anderen galizischen Städten gab es auch jüdische Polizei. Ansonsten haben aber ukrainische Polizisten nie an Exekutionen teilgenommen. Auch gab es einige individuelle Fälle, in denen städtische Polizisten Juden verfolgten, dies ist jedoch kein Grund, die gesamte ukrainische Bevölkerung anzuklagen, genau so wie wir nicht die ganze jüdische Bevölkerung mit der Begründung anklagen können, dass einige von ihnen mit dem NKWD kollaboriert und geholfen haben, die prominentesten Einwohner von Buczac zu verhaften und nach Sibirien zu verbannen.“ Erwähnt werden sollte, dass Ivan Bobyk während der deutschen Besatzung Bürgermeister von Buczac gewesen ist. Bobyk zitiert einen langen Brief, der ihm 1969 von Isidor Gelbart geschickt wurde, einem jüdischen Freund der zusammen mit seiner Familie versteckt überlebt hat (77-79). Gelbarts Brief und auch sein Erinnerungsbericht aus der Nachkriegszeit bestätigen Bobyks anständiges Verhalten, weisen aber auf die Kollaboration ukrainischer Polizisten bei den Tötungen hin. Yad Vashem Archives (im folgenden YVA) 033/640.



dass „die Einheimischen sich davor in Acht nahmen, mit Juden zu verkehren. [...] Die meisten hatten Angst um ihr Leben; andere halfen zwar, waren aber sehr vorsichtig“. Derlei Verhältnisse waren allerdings nicht nur gefährlich, sie konnten sich auch als profitabel erweisen: „In der Stadt gab es außerdem ein Geschäft, in dem die Kleidung der Ermordeten billig verkauft wurde.“ Dies hielt bis in die Nachkriegszeit an. Als der einzige überlebende Sohn von Liumcio Rosenbach, der Vater, Mutter und zwölf Schwestern verloren hatte, „sein Haus zurück haben wollte [...] war der von den neuen Besitzern festgesetzte Preis zu hoch“. Er musste daher „seinen Traum aufgeben“ und ging nach Israel. Sogar Rettungstaten konnten eine lang anhaltende öffentliche Verlegenheit verursachen. Als sie im Krieg sechs Jahre alt war, so erinnerte sich Stefania, sagte ihr ihre Mutter, dass „sie eine fremde Frau namens Hanka im Keller versteckt habe. [...] Weder ihr Vater noch die anderen fünf Familienmitglieder wüssten davon“.

Erstaunlicherweise „behielten Stefania und ihre Mutter ihr Geheimnis ein halbes Jahrhundert für sich. Erst auf dem Sterbebett berichtete die alte Frau der ganzen Familie von dieser Begebenheit“.¹³ Diese Abneigung, sich zu Rettungstaten zu bekennen, ist ein kennzeichnend für die interethnischen Beziehungen.¹⁴ Hatte die Mutter etwa Angst vor dem sozialen Stigma, welches mit derartiger Selbstlosigkeit verbunden war? In seiner einflussreichen Studie *Nachbarn* erwähnt Jan Gross die Familie Wyrzykowski, die Jedwabne nach dem Krieg verlassen musste, weil sie während der Besatzungszeit Juden Zuflucht geboten hatte.¹⁵ In Buczacz war es wahrscheinlicher, dass Polen halfen als Ukrainer, zweifellos deshalb, weil auch sie bedroht waren. Und diejenigen Ukrainer, die dennoch halfen, versuchten normalerweise ihr Tun vor den eigenen Nachbarn zu verbergen. Der 1931 im nahegelegenen Monasterzyska geborene Joe Perl wurde zusammen mit seiner Mutter von einem lokalen Anführer der ukrainischen *Banderowcy/Bandera-Miliz* versteckt, die daran beteiligt war, Juden zu jagen und zu töten. Nachdem die Sowjets eingetroffen waren, sagte der Mann zu ihnen: „Geht tagsüber nicht aus dem Haus, denn ich möchte nicht, dass irgendjemand sieht, dass ich Juden geholfen habe.“¹⁶ Es gab gute Gründe, seine Nachbarn zu fürchten. Am 8. März 1944, zwei Wochen vor der Befreiung von Buczacz, wurden alle Familienangehörigen von Etunia Bauer, die bis dahin überlebt hatten der Vater und drei Geschwister von ukrainischen Milizionären ermordet; diese hatten einen Hinweis von den Nachbarn erhalten, die mit den Bauers seit Jah-

13 Tetiana Pavlyshyn, *The Holocaust in Buczacz*, in: *Nova Doba* 48 (December 1, 2000), zusammengestellt von Mykola Kozak, übersetzt von Sofia Grachova.

14 Die sowjetische Version dieser Ereignisse folgt ihrer eigenen Logik. In Igor Duda, *Buczacz: The Guide* (Kameniar: Lviv, 1985, Ukrainisch, übersetzt von Sofia Grachova), sind die folgenden Zeilen zu lesen: „Am 7. Juli 1941 besetzten die Hitleristen Buczacz. Während der Besatzungszeit brachten sie etwa 7.500 Zivilisten aus der Stadt und den Dörfern des Landkreises um; 1.839 junge Männer und Frauen wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland getrieben. 137 Gebäude sowie auch eine Anzahl von Industrieanlagen und Schulen wurden zerstört. Trotzdem unterwarf sich die Bevölkerung den Faschisten nicht.“ Weder in diesem Abschnitt noch in einem anderen Teil dieses spezifisch kommunistisch-nationalukrainischen Narrativs der Stadtgeschichte ist das Wort ‚Jude‘ auch nur einmal erwähnt. Der Berg Fedor, auf dem etwa 5.000 Juden abgeschlachtet wurden, wird zweimal erwähnt. Erstens im Zusammenhang mit der Entdeckung von Werkzeugen aus der späten Steinzeit, die Archäologen 1924 ausgegraben haben. Zweitens als Teil eines sehr detaillierten Stadtrundgangs – der allerdings jeglichen jüdische Stätte und die Namen aller prominenten ehemaligen jüdischen Einwohner unerwähnt lässt – als Ort eines Sammelgrabs für die sowjetischen Soldaten, die bei der Befreiung von Buczacz gefallen waren (das 1984 errichtete Denkmal wurde inzwischen entfernt). Außerdem liefert der Reiseführer eine zweifelhafte Interpretation des Wortes *Fedor* (oder *Fedr* auf Ukrainisch). Der Rundgang endet auf dem Gipfel des *Bashty*, von dem man einen besonders bezaubernden Blick über die Stadt genießen kann. Dies ist auch von dort möglich, wo sich der jüdische Friedhof befindet, was aber ebenso wenig erwähnt wird, wie die Tatsache, dass dort in den Jahren 1942-43 tausende jüdischer Einwohner massakriert worden sind.

15 Gross, *Neighbors*, 129-30.

16 Joe Perl, Shoah Foundation (im folgenden SF), Video Interview, 14. Oktober 1996.



ren bekannt gewesen waren. Etunia wurde von zwei jungen Polen gerettet, die ihr Dorf vor den Übergriffen ukrainischer Banden schützten.¹⁷ Etunias ältester Bruder war bereits bei der ersten Massenerschießung am 28. Juli 1941 ermordet worden, bei der bis zu 600 Männer ihr Leben verloren hatten, darunter auch Alicia Applemans Vater. Wie er gestorben war, erfuhr Alicia erst im Januar 1944, als sie den einzigen überlebenden Juden des Massakers traf, während sie sich in einem Schuppen versteckt hielt:

„Als der Deutsche die Tapferkeitsmedaille von Alicias Vater sah, die er vom österreichischen Kaiser Franz-Joseph erhalten hatte, war er derart beeindruckt, dass er ihn entkommen ließ. [...] Doch ein ukrainischer Polizist schoss ihm in den Rücken.“¹⁸

Über den Mann, den Alicia in dem Schuppen getroffen hatte, ist zudem etwas zu erfahren durch den Nachkriegsbericht seines Sohnes Yisrael Munczer. Anders als Alicias wurde Yisraels Vater beim Massaker 1941 tatsächlich von einem ukrainischen Bekannten gerettet. Kurz nachdem er Alicia getroffen hatte, wurde Munczer jedoch denunziert und erschossen.¹⁹

Einige Zeit davor, als sie noch in Buczacz lebte, war Alicia festgenommen und in das städtische Gefängnis gebracht worden. Dort traf sie von Angesicht zu Angesicht auf den Vater einer Freundin aus früheren Kindertagen, der nun Polizei-Offizier war: „Ich konnte mich noch daran erinnern, wie er vor dem Krieg seiner Tochter anvertraut hatte, [...] wie froh er sei, dass wir befreundet wären.“ Obwohl der Mann die zwölfjährige Alicia erkannte, befahl er ihr, „sich hinzuknien und um ihr Leben zu betteln“, als die Deutschen eintrafen. Als sie sich weigerte, schlug er sie kräftig auf beide Wangen; danach wurde sie zum Gestapo-Leitstelle im nahegelegenen Czortków gebracht, wo sie nur knapp dem Tode entkam.²⁰ Da sie ihre drei Brüder verloren hatte, hielt Alicia sich zusammen mit ihrer Mutter bei einem exzentrischen Bauern versteckt; er entpuppte sich später als polnischer Adeliger, der sich ganz bewusst von der Gesellschaft zurückgezogen hatte und sich dazu bereit fand, Juden in seinem abgelegenen Landhaus Zuflucht zu gewähren. Nach der ersten Befreiung im März 1944 kehrten Alicia und ihre Mutter nach Buczacz zurück und wurden, sobald die Deutschen die Stadt zurückerobert hatten, von den Nachbarn denunziert. Ihre Mutter wurde vor Alicias Augen erschossen; sie selbst konnte zwar einer weiteren Massenerschießung noch irgendwie entkommen, war aber nun mutterseelenallein auf der Welt. Wie viele andere so handelt auch die Geschichte ihres Überlebens von Rettung und Verrat sowie von Hilfsbereitschaft und Denunziation.

Rosa Brecher, bei Ausbruch des Krieges neun Jahre alt, versteckte sich zwischen Mai 1943 und März 1944 bei der Bäuerin Antosia Sztankowska im Dorf Myszkowce. Wie eigentlich alle Zufluchtsorte der Juden aus Buczacz war auch dieses Dorf einige Stunden Fußweg von der Stadt entfernt. Dennoch fühlte Rosa sich nie sicher. Die größte Gefahr für ihre Sicherheit stellten nicht die Deutschen dar, sondern Antosias Schwager Hryń, ein ukrainischer Bauer, der mit den Deutschen kollaborierte, häufig betrunken war und sowohl seine Frau als auch Antosia zusammenschlug. Er scheint das junge jüdische Mädchen, dem er ständig mit Denunziation drohte, belästigt zu haben. Rosas Zeugenbericht offenbart den außerordentlichen physischen und psychologischen Terror, der von diesem Mann ausgeübt wurde; zugleich je-

17 Etunia Bauer Katz, *Our Tomorrows Never Came*, New York 2000, 96-99.

18 Appleman-Jurman, Alicia, 163.

19 Yisrael Munczer, *A Holocaust Survivor from Buczacz*, Jerusalem 1990, [Hebräisch], 15, 33. Gleichwohl schreibt Munczer, am Tag des Massakers hätten „die ukrainischen und deutschen Polizisten, die nach jüdischem Blut dürsteten, sie wie wilde Tiere behandelt.“ ebda., 14.

20 Appleman-Jurman, Alicia, 69-71.



doch ist der Bericht voller Mitgefühl für Antosia und für einige andere Bäuerinnen, die sich dem erschrockenen, aber gebildeteren Mädchen anvertrauten und ihr von saufenden und gewalttätigen Ehemännern, Vätern und angeheirateten Verwandten berichteten.²¹

Die enge Verknüpfung von Schutzgewährung und Denunziation ist in den Berichten Überlebender stets präsent. Natürlich trifft es zu, das so gut wie alle der Überlebenden von ihren nichtjüdischen Nachbarn gerettet worden sind. Ebenso trifft allerdings zu, dass die meisten der wenigen Überlebenden sowohl von Nachbarn als auch gelegentlich von ihren zeitweiligen Rettern denunziert worden sind. Joe Perl berichtet, dass seiner Mutter in ihrer Heimatstadt Monasterzyska Zuflucht angeboten worden war, sie es aber abgelehnt habe, dorthin zu gehen. Andere, die das Angebot angenommen hatten, wurden erst von jenen ausgeraubt, die versprochen hatten, sie zu verstecken, dann wurden sie den Behörden gemeldet und schließlich getötet.²² Die Familie von Mina Rosner versteckte sich im Zentrum von Buczacz in einem Bunker, der unter dem Haus einer Polin namens Janka ausgebaut worden war. Einige Wochen später hörte Mina, dass Janka die Gestapo herbeigerufen hatte. Mina war das einzige Mitglied ihrer Familie, das überlebte.²³

Der 1921 in Buczacz geborene Simcha Tischler wurde die meiste Zeit von Jozef und Troika Luczow beherbergt, einer ukrainischen Familie, die in einem Dorf nahe der Stadt lebte. In einem 1997 als Video aufgezeichneten Erinnerungsbericht äußerte er über seinen Retter: „Man kann sagen, dass ein Bruder nicht mehr (für mich) getan haben würde als er.“ Er aß das gleiche Essen und trank vom gleichen Wodka wie seine Gastgeber. Tischler empfand Verachtung für die jüdischen Kapos und Respekt für seine ukrainischen Freunde. Doch er und sein Vater wurden ebenfalls denunziert, und sie verbrachten letztlich elf Monate fast ohne Nahrung und Wasser in einem Loch unter der Erde.²⁴ Manko Swierszczak, der Totengräber auf dem polnischen Friedhof von Buczacz, versteckte die Gebrüder Rozen und ihre Mutter in einem Grab und im Winter 1944 baute er unter seinem Haus einen Bunker für sie. Sein Heldentum wog umso mehr, als er ohnehin von der ukrainischen Miliz verdächtigt wurde, Juden Unterschlupf zu gewähren, weswegen er inhaftiert wurde und eine schwere Tracht Prügel erhielt. Aber trotzdem verriet er die Rozens nicht.²⁵ Retter hatten von ihren Nachbarn ungleich mehr zu befürchten als von den Deutschen, zumal diese in der für sie fremden Umgebung oft nicht zwischen Juden und Nichtjuden unterscheiden konnten.

Arie Klonicki (Klonymus) wurde 1906 in Kowel geboren. Er studierte Mathematik und Physik an der Universität in Wilna (Vilnius) und arbeitete danach als Lehrer an der hebräischen Oberschule in Pinsk. Dort traf er Malwina Herzman, die 1912 in Buczacz geboren worden war und nun am Gymnasium als Polnischlehrerin und an der hebräischen *Tarbut* arbeitete. Sie heirateten 1937. Als Deutschland im Juni 1941 die Sowjetunion angriff, besuchte das Paar gerade Malwinas Familie in Buczacz. Da sie nicht nach Hause zurückkehren konnten, blieben sie in der Stadt, wo ihr Sohn Adam 1942 zur Welt kam. Sie unternahmen alles, was sie konnten, um das Baby in

21 Es existieren zwei Zeugenberichte von Rosa Brecher. Der erste ist ein eher kurzer Text, aufgezeichnet am 20. Mai 1945 in deutscher Sprache in einem Flüchtlingsheim in Bukarest: Jewish Historical Institute, Warsaw (im Folgenden ZIH) 301/4911. Der zweite, auf Polnisch mit beträchtlichem ukrainischem Einschlag geschrieben, ist länger, konfuser, aber detailreicher und gefühlsbetonter, wahrscheinlich einige Monate zuvor in Czernowitz aufgezeichnet: YVA 033/765 (ursprünglich aus dem ZIH). 6

22 Perl, SF.

23 Rosner, I am a Witness, 70-71, 76.

24 Simcha Tischler, Transkript einer Videozeugenaussage, 26. Juni 1997, YVA 03/10229, cassette # VT-1585.

25 Zev Anderman, Interview mit O.B., Tel Aviv, 3. Dezember 2002.



Sicherheit zu bringen, doch nur Wenige waren bereit, einen beschnittenen jüdischen Jungen aufzunehmen. Kurz bevor die Stadt für ‚judenfrei‘ erklärt wurde, übergaben sie Adam dem Basilianer Kloster. Dann trafen sie mit einer Frau aus der Stadt, die sie zuvor versteckt hatte, die Vereinbarung, sie solle ihr gesamtes (von Malwinas ermordeten Eltern geerbtes) Eigentum als Bezahlung dafür erhalten, dass sie sich im Haus der Mutter der Frau in einem nahe gelegenen Dorf verstecken konnten. Bei Ankunft in dem Dorf wurden sie jedoch von einem Ukrainer ausgeraubt, der im Auftrag ihrer polnischen ‚Retterin‘ handelte. Nun hatten sie weder Eigentum noch eine Zuflucht. Sie hielten sich in den Feldern versteckt, wobei sie nur wenige Metern entfernt arbeitende Bauern belauschen konnten, die darüber diskutierten, ob es angebracht sei, Juden zu denunzieren und sich gegenseitig Geschichten über Massenexekutionen erzählten.

Genau in diesen wenigen Wochen im Juli 1943 beschloss Klonicki, einen Bericht über die Ereignisse zu verfassen. Er schrieb das Tagebuch aus Trotz gegenüber seinen christlichen Landsleuten auf Hebräisch und unterzeichnete mit seinem Vornamen Klonymus. Adam war inzwischen aus dem Kloster hinausgeworfen und dem Zwangsarbeitslager in Buczacz überstellt worden, vor dem ihn seine Eltern aber gerade noch bewahren konnten. Um Adam kümmerten sich nun die polnischen Bauern Franka und Stanisław Węszyk, in deren Feld sich seine Eltern versteckten. Nachrichten über Denunziationen und weitere Massenerschießungen steigerten jedoch den Unwillen der Polen, weiterhin das Kleinkind zu behüten und den Eltern zu erlauben, im Feld zu bleiben. Von allen am meisten gefürchtet war ein Ukrainer namens Nahajowski, ein ehemaliger Hundefänger, der sich – wie es die Verhältnisse erforderten – zu einem Experten im Aufstöbern jüdischer Verstecke entwickelt hatte, wofür er offensichtlich von den Deutschen belohnt worden ist. Nahajowski wurde zwar schließlich von einem bewaffneten Juden erschossen, doch die Denunziationen gingen weiter. Ein zweiter Anschlag auf einen anderen professionellen ‚Judenjäger‘ namens Kowalski hatte ebenfalls keine lang anhaltende Wirkung. Eliaz Chalfen, der 1930 in Buczacz geboren worden war und diese Begebenheiten in einem 1947 verfassten Bericht schilderte, bemerkte folgende Dynamik:

„Diejenigen [Juden], die sich bei den Bauern versteckten, zahlten große Geldbeträge für den Unterschlupf, und die einfältigen Bauern liefen in die Stadt und kauften große Mengen von allem, was sie haben wollten. [...] Dies erleichterte den ukrainischen Mördern die Arbeit sehr. Sie folgten den Bauern [...] fanden die Juden auf Dachböden, in Kellern und so weiter [...] und erschossen sie auf der Stelle. [...] Dann [...] begannen die Bauern selbst damit, Juden zu töten oder sie zu vertreiben, aufgrund von [...] Gerüchten, dass jene [...], die Juden Schutz gewährten, hingerichtet werden würden [...] Die jüdischen Kämpfer konnten nichts tun [...] denn zur gleichen Zeit wurden alle Arten von Banden aufgestellt [...], darunter insbesondere die deutsch-ukrainische Polizei, die alles daran setzte, sie zu vernichten.“²⁶

Ausgerechnet in diesen zunehmend chaotischen und gewalttätigen Verhältnissen mussten die Klonickis versuchen zu überleben. Die Chancen standen schlecht. Arie notierte in seinem Tagebuch:

²⁶ Eliaz Chalfen (Elijah Chalfon), YVA M1/E 1559 (Polnisch, ins Englische übersetzt von Eva Lutkiewicz), und YVA 03/8553 (Hebräisch), 21. Oktober 1947, und Kohen, *The Book of Buczacz*, 269-70. Ein Mitglied der jüdischen Partisanen war Yitzhak Bauer, der 1923 in Buczacz geboren worden war. In einem Interview, das ich am 6. November 2003 in Tel Aviv mit ihm führte, wies er die Bezeichnung ‚jüdische Partisanen‘ zurück: „Wir stellten“, so Bauer mit eigenen Worten, „keine Bedrohung für die Wehrmacht dar. Alles was wir wollten, war, zu überleben.“ Allerdings bestätigte er, dass die tödlichen Anschläge auf einige der berühmtesten ‚Judenjäger‘ eine gewisse Wirkung gezeigt hätten. Er lieferte zudem einen sehr detaillierten Bericht über den verpfuschten Angriff auf Kowalskis Haus und die Beerdigung seines Vaters.



„In den Wäldern herrscht das Gesetz des Dschungels. Der Stärkere ist der Sieger. Es gibt mehrere Banden von Jugendlichen. [...] Sie haben Pistolen. Wenn sie erfahren, dass jemand in den Wald gegangen ist, überfallen sie ihn und rauben ihm alles.“²⁷

Am 18. Juli 1943 wurde den Klonickis ihr letztes Geld von einem ortsansässigen Bauern geraubt, und sie fürchteten, denunziert zu werden. Arie schrieb:

„Der Hass eines Feindes wie Hitler ist noch nicht ausreichend, hinzuzurechnen ist der Hass der unmittelbaren Umgebung, der keine Grenzen kennt. Millionen Juden sind bereits abgeschlachtet worden, doch noch immer ist er nicht gestillt worden!“²⁸

Der letzte Eintrag im Tagebuch datiert vom 22. Juli. Vier Jahre später erhielt Aries ältester Bruder Jacob, der inzwischen in den Vereinigten Staaten lebte, einen Brief von den Węszyks; sie teilten ihm darin mit, dass zwar Arie und Malwina am 18. Januar 1944 getötet worden seien, dass aber deren Sohn am Leben sei. Jacob bekam schließlich das Tagebuch, das Arie bei dem polnischen Ehepaar zurück gelassen hatte. Doch alle Versuche, Adam zu finden, schlugen fehl. Die Węszyks, die eine beträchtliche Entschädigung für ihre Bemühungen erwarteten, behaupteten, der Junge sei auf den Namen Taras getauft und in ein Waisenhaus in Buczacz gesteckt worden, während sie nach Polen deportiert wurden. Gefunden werden konnte er dort jedoch nicht. 1962 traf eine letzte Mitteilung ein:

„Wie ich Ihnen bereits geschrieben habe, lebt er in der Gegend von Lwów, will aber nichts von seiner Herkunft wissen, da er sich selbst als Ukrainer betrachtet und sich schämt, einen Onkel zu haben, der in Israel lebt.“²⁹

Schlussfolgerung

Um zum Schluss zu kommen: Die Apologien und gegenseitigen Schuldzuweisungen wegen des interethnischen Beziehungskonflikts für den Holocaust, beruhen sowohl auf persönlichen Erfahrungen als auch auf vereinzelt Belegen sowie nicht zuletzt auf breit angelegten Generalisierungen. Zwar herrscht darin Übereinstimmung, dass die Deutschen die wahrhaft Schuldigen waren, doch prallt – besonders in Osteuropa – die jüdische Anklage wegen der Kollaboration von Nichtjuden auf die üblichen Anschuldigungen, die Juden hätten die ökonomische Vorherrschaft gehabt, mit den Sowjets kollaboriert, es habe ihnen an Patriotismus und an Kampfbereitschaft gefehlt, und sie stünden in der ewig währenden Schuld an der Ermordung von Christus. Umgekehrt trugen sowohl die Holocaust-Überlebenden aus Osteuropa als auch ihre ehemaligen Nachbarn eine schwere Schuldlast durch die folgenden Jahrzehnte. Dieses Schuldgefühl, ob nun eingestanden oder unterdrückt, war eine Reaktion auf das, was in einer Zeit nahezu unbeschreiblichen Schreckens getan und nicht getan worden war. Für keinen der Beteiligten war nach dem Krieg das Leben einfach. Die Polen erlebten ‚ethnische Säuberungen‘ und mussten sich ihr Leben in den nun zu Westpolen gehörenden Regionen neu aufbauen, aus denen zuvor die Deutschen vertrieben worden waren. Die Ukrainer gelangten nach einem erfolglosen, bis weit in die 1950er-Jahre dauernden Kampf gegen die neuen Besatzer unter ein besonders strenges sowjetisches Regime. Nicht wenige jüdische Überlebende machten sich selbst noch viele Jahre später Vorwürfe, gegenüber ihren Rettern nicht genügend Dankbarkeit gezeigt zu haben. Hin und wieder, oft erst Jahrzehnte nach dem Ende

²⁷ Arie Klonicki-Klonymus, *The Diary of Adam's Father*, Jerusalem, 1969 [Hebräisch], 40.

²⁸ ebda., 47.

²⁹ ebda., 71.



des Krieges machten sie sie ausfindig und schlugen der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem deren Namen zur Aufnahme in die Liste der nichtjüdischen Gerechten unter den Völkern vor. Dass diese Schritte erst verspätet unternommen wurden, resultierte nicht allein daraus, dass es zunächst einmal galt, sich wieder eine eigene Existenz aufzubauen und mit den Erinnerungen an Verlust und Gräueltat fertig zu werden. Es hatte außerdem etwas mit einem Gefühl der Ambivalenz zu tun, dass die Überlebenden empfanden. Denn jeder, der überlebt hatte, war gerettet worden; aber jeder, der gerettet worden war, war auch ein lebendiges Zeugnis für Verrat, Denunziation, Gier und Gleichgültigkeit. Als dann doch noch den Rettern Anerkennung gezollt wurde, ging es dabei um mehr, als nur darum, den alt gewordenen, oft furchtbar armen Gerechten unter den Völkern einen kurzen Augenblick der Ehrung zu bereiten. Zudem gab es den Überlebenden ein neues Gefühl von Selbstachtung und Würde, denn es ermöglichte ihnen die Erkenntnis, dass es selbst in der dunkelsten, verzweifeltsten Stunde ihres Lebens jene gegeben hatte, die in ihnen zuallererst Menschen gesehen hatten. Auf der anderen Seite steigerte diese Anerkennung den Ruhm der Retter zusätzlich; nicht allein als mutige und freundliche Menschen, sondern zudem als leuchtende Beispiele für Menschlichkeit in einer Zeit, in der das Leben von Männern, Frauen und Kindern weniger wert war als ein paar faulige Kartoffeln. Von all dem kann man nur dann einen Eindruck gewinnen, wenn man tief in das komplexe Gewebe von Aussagen und Erinnerungen eintaucht. Verallgemeinerungen sind letzten Endes unausweichlich, wenn man einige Schlussfolgerungen aus dem vorliegenden Beweismaterial ziehen möchte. Hier sind jedoch die Zwischentöne entscheidend. Einige wenige Einzelzeugnisse bedeuten nur sehr wenig, denn jede Erfahrung war einzigartig. Eine Vielzahl von Zeugenberichten aus einer breiten Auswahl von Orten ist ebenso bedeutungslos, da das Belegmaterial aus seinem Kontext gerissen wird. Letzten Endes müssen wir den Ort und die Umstände durch die Stimmen der Beteiligten kennen lernen, die dort gelebt und das Ereignis erlebt haben. Dieser Vortrag ist bloß ein erster Schritt in diese Richtung, kann aber einige Hinweise darauf geben, worauf ich hinaus will.

Omer Bartov, Prof. Ph.D., ist Professor für Europäische Geschichte an der *Brown University in Providence*, Rhode Island, USA. Er ist Empfänger von Stipendien des *Radcliffe Institute for Advanced Study in Harvard* sowie der *Guggenheim-Stiftung* und war auch Junior Fellow an der *Society of Fellows in Harvard*, Visiting Fellow am *Davis Center in Princeton* und *Alexander von Humboldt Fellow*. Bartov wurde 2005 in die *American Academy of Arts and Sciences* gewählt. Derzeit ist er Fellow an der *American Academy in Berlin*, *Hans Arnhold Center*. Omer Bartov ist Mitglied des zukünftigen *Internationalen Wissenschaftlichen Beirats des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI)*.

Zitierweise: Omer Bartov, Die letzten Tage von Buczacz. Die Zerstörung einer multiethnischen Stadt,
in: S.I.M.O.N. - Shoah: Intervention. Methods, Documentation, 8. März 2007

<http://simon.vwi.ac.at/index.php/swl-reader/20-die-letzten-tage-von-buczacz-die-zerstoerung-einer-multiethnischen-stadt>

S:I.M.O.N.– Shoah: Intervention. Methods. DocumentatiON.
ISSN 2408-9192

SWL-Reader – Reader der Simon Wiesenthal Lectures

Redaktion: Éva Kovács / Béla Rásky / Philipp Rohrbach
Lektorat: Jana Starek
Grafik: Hans Ljung

S:I.M.O.N. ist das unregelmäßig in englischer oder deutscher Sprache erscheinende E-Journal des
Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI)

© by the Vienna Wiesenthal Institute for Holocaust Studies (VWI), S:I.M.O.N., the authors, and
translators, all rights reserved. This work may be copied and redistributed for non-commercial,
educational purposes, if permission is granted by the author(s) and usage right holders.

For permission please contact simon@vwi.ac.at